

DER SCHÄCHER

Eigentlich war er ganz alleine dort oben unter dem Dach. In der kurzen Zeit in der er jetzt in der Kammer wohnte, sah er die Nachbarn ein einziges Mal. Er hörte Sie jedoch täglich, wenn er ins Bad ging und sie das Haus verließen; das Badezimmer befand sich nämlich im Treppenhaus, wurde aber nur von ihm genutzt. Die Nachbarn hätten keinen Grund gehabt einmal die steile Treppe zu ihm nach oben zu steigen. Und dennoch war er fest davon überzeugt, dass nachts jemand zu ihm schlich.

Er lag dann für gewöhnlich in der Dunkelheit und wartete. Er wusste nicht viel über diesen Schächer, aber so nannte er ihn, weil er ihn hörte; er scharrte *oder* schritt über den alten Dielenboden. Mit Gewissheit ließ sich das nicht sagen, hatte er ihn doch nie zu Gesicht bekommen.

An Schlaf war dann für gewöhnlich nicht mehr zu denken, da ihm vor Erregung das Blut in den Ohren pochte. Es kostete ihm immer Einiges an Überwindung, das wärmende Bett zu verlassen und nachzusehen. Er schaltete alle Lichter an, doch fand sich stets allein. Das war der Zeitpunkt, etwa eine Woche nach seinem Einzug, ab dem er die Türen all abendlich verriegelte und das schwere Rohr an sein Bett lehnte. Das Eisen aus schwarzem Temperguss besaß eine Länge von etwa einem Meter und an jedem Ende ein mit Werg umwickeltes Gewinde. Auf dem oberen Gewinde war ein nach rechts abknickendes Passstück geschraubt, sodass das eiserne Rohr einen passablen Streitkolben hergab. An diesem Rohr hielt er sich fest, wenn die Angst ihn zu übermannen drohte; denn solange der Schächer das *Scharren* verursachte, war er zumindest von irgendeiner Physikalität, und somit auch von den Beulen dieses rationalen Kolbens nicht gefeit.

Und obwohl es ab dann nur einmal in der Woche scharrte, legte sich die unsichtbare Präsenz des Schächers wie ein Schleier über Franz Castors Leben. An den anderen Nächten lag er dann in Habachtstellung, wie in Erwartung einer Faust, deren Einschlag zwar sicher, aber Zeitpunkt doch ungewiss war. In seinem Schlafzimmer herrschte eine Totenstille und er spürte wie sich seine Ohren zuspitzten und sich seine Pupillen durch die Dunkelheit des Zimmers weiteten. Lediglich das Mondlicht fiel auf die Dielen, in der gespenstischen Farbe von Chlor. Dann schoss lautlos etwas über den Boden auf den Bettkasten zu – doch der Aufprall blieb aus; es

waren die Schatten der Fledermäuse, die tagsüber in den spitzen Türmen der gotischen Stiftskirche gegenüber mit den Köpfen nach unten hingen und nachts auf der Jagd nach Fliegen an seinem Fenster vorbeiflatterten. Stunden verbrachte er auf diese Weise, bevor er erschöpft in einen erholungslosen Wachtraum verfiel.

Es beschlich ihn zunehmend der Verdacht beobachtet zu werden. Auch tagsüber. Während er am Schreibtisch saß und auf seiner Schreibmaschine tippte, meinte er in seiner Peripherie eine Bewegung bemerkt zu haben und riss den Kopf herum. Dieser Zustand setzte ihm gewiss sehr zu, doch waren es nicht die widrigen Umstände, sondern vielmehr der Mangel an Gewissheit, welcher ihn quälte. Und so schlich sich langsam der Gedanke ein, dass der Ursprung seiner Pein ein ganz anderer sein musste. Ein altes Haus, das knackte nun mal. Was sollte sich der Schächer auch davon versprechen? Das einzige von Wert was er besaß, war das Manuskript an dem er schrieb. Es war das erste nach drei Jahren, seitdem er alleine war. Er hatte das alte Haus und die Erinnerungen zurückgelassen und war in die boheme Dachwohnung gezogen, um das neue Buch zu verfassen. Wie sollte der Schächer davon erfahren haben? Lebte er doch sehr zurückgezogen; von ihm gab es nicht mal ein einziges Pressefoto und nur sein Verleger kannte diese neue Adresse. Er arbeitete hier äußerst produktiv und gelangte schnell in den Zustand, bei dem ihm die Wörter nur so zuflogen. Auf diese Weise schrieb er ungestört und verstaute täglich bis zu sechzehn Seiten in der geheimen Schublade seines Sekretärs. Es war das beste, das er bis jetzt geschrieben hatte.

Kam der Schächer nun um das Manuskript, die Früchte seiner harten Arbeit zu rauben? Wenn er sich des Öfteren bei diesem eitlen Gedanken ertappte, versuchte er sich das Scharren auf andere Weise zu erklären. Nicht alle Menschen seien schließlich so auf das Schreiben fixiert wie er. Aber ganz wollte er diese ursprüngliche Vermutung nicht ablegen. Und so wusste er nicht, ob der Schächer überhaupt da war, oder ob er ihn sich nur einbildet, oder ob er ihn sich nur einbilden wollte. Die Vorstellung, dass er nicht vergessen worden war, gab ihm Halt, und gleichzeitig fürchtete er doch diesen fremden Eindringling.

Die Einbildungen wurden inzwischen immer häufiger. Immerzu meinte er Bewegungen am Rande seines Blickfeldes auszumachen. Das führte schließlich soweit, dass Castor nur noch mit nach unten gerichteten Blick durch die Wohnung ging. Dabei flog das paranoiden Auge kreuz

und quer über die dunklen Dielen und doch unbelohnt. Bis es eines Morgens fündig wurde; als Castor gerade die Arbeit am Manuskript wieder aufnehmen wollte und das Arbeitszimmer betrat, sah er wie in der hintersten Ecke seiner Schreibstube eine fahle Schlange im Fußboden verschwand. Ihr blasses Ende wurde förmlich in das kleine Loch aufgesogen. Er hastete zu der Stelle. Die dunklen Dielen verschwanden unter der Scheuerleiste. Hier und da ein Astloch im Holz, aber keine Öffnung die groß genug für den Lindwurm gewesen wäre. Das konnte er sich nicht eingebildet haben. Da hielt er inne und sah.

Der Spalt zwischen der Fußbodenleiste und dem Dielenbrett war an dieser Stelle etwas breiter. Er drückte gegen die Leiste. Unerwartet gab sie nach und bog sich in die Wand. Er blickte in ein etwa faustgroßes Loch. Das Mauerwerk war porös und das Dielenende war ausgefranst. Er war noch nicht irre. Dort befand sich tatsächlich etwas; Holzsplitter und Späne, wie von gierigen kleinen Sägen gemahlen. War dies die Kammer des Schächers, dann würde er ihm das Handwerk legen.



Die Falle war lang wie ein Unterarm. Ein faradayscher Käfig in Miniatur, wenn das Gitterhaus nicht auf einem Hölzchen befestigt gewesen wäre. Die Lebendfalle schien ihm die humanste Lösung und war außerdem die größte Falle gewesen, welche der hässliche Kammerjäger im Sortiment führte. Was immer sich dort im Boden verbarg, es würde in diese Fangvorrichtung hineinpassen, die im übrigen schnell zu stellen war; in das Inneren des Drahtkastens legte man einen Köder. Von außen musste man nur mit einem metallenen Stift den Köder aufspießen – in Castors Fall ein Stück Brioche. Nun zog man die federgespannte Klappe zurück und hing deren Bügel an das hakenförmige Ende des Stifts. Die Falle war jetzt scharf. Eine leichte Berührung des Köders genügte und mit einem Knall schnellte die Blechklappe zu. Die Kreatur würde das feine Gebäck nicht verschmähen und tatsächlich – schon in der ersten Nacht lockte der süße Duft des Köders den Schächer aus der Deckung.

Castor verharrte bereits regungslos im Bett, als das Scharren aus der Schreibstube vom Zuschnappen der Falle ein jähes Ende fand. Stille legte sich wieder über die Dachwohnung. Geräuschlos stieg er aus dem Bett, griff das eiserne Rohr und ging ins Nebenzimmer. Im chlorigen

Mondlicht erkannte er bereits die Umrisse der Falle, direkt neben dem Sekretär. Er betätigte den Schalter der Deckenlampe. Der Blitz blendete ihn, bevor die Glühbirne zerplatzte.

Er erschrak zu sehr, um zu fluchen. Erneut befand er sich im Dunkeln. Die Falle war verschlossen gewesen, das hatte er noch sehen können. Hastig entzündete er ein Streichholz. Die Scherben bildeten ein Kaleidoskop, welches seine Silhouette, sowie das winzige Feuer in seiner Hand tausendfach zurückwarf. Er starrte in die Kammer und so erwartungsvoll starrten die kleinen Fackelträger zurück. Er atmete durch, doch der Augenblick währte nur bis das Zündholz seine Finger versengte und zu Boden fiel. Es verschwand zwischen den Dielen und da das Licht zwar erlosch, der staubige Spalt aber jedes Geräusch verschluckte, schien das Hölzchen unendlich weiter ins Schwarze zu fallen. Es gab ein zweites Ratschen am Streichholzbriefchen und Franz Castor war wieder da. Das Rohr hielt er gesengt, als die Scherben unter seinen Hausschuhen knackten. Er ging direkt zum Schreibtisch. Die Falle stand daneben. Die Blechklappe war geschlossen. Darunter schaute der blasse Wurm heraus. Augenlos und wulstig war er dort eingeklemmt worden. Er ging um die Falle herum. Als er sich näherte, sah er fahles Fell über das die Schatten des Käfiggitters vor dem Licht des Zündholzes flohen.

Das Geschöpf im Käfig erinnerte an eine große Ratte. Der Kopf war jedoch größer und der Körper massiger. Es nagte an der Brioche. Da drehte der Schächer den hässlichen Schädel. Er war gespenstisch bleich und doch von blasser gelblich-grüner Färbung. Seine gelben Nagezähnen standen hervor als er gerade den Rest des Köders verschlang. Der Schächer starrte ihn an und seine Augäpfel waren vom Ikterus getüncht und seine Pupillen schwarze Stecknadelköpfe; rund und unbewegt. Die gespenstische Zibetratte wandte sich wieder von ihm ab. Sie wirkte ruhig, seltsam gefasst. Dass der Schächer in Anbetracht seiner Lage derart stoisch verharrte, verursachte in Castor ein äußerstes Unbehagen. In einem Anflug von Feindlichkeit stieß er mit dem Eisenrohr gegen den Käfig. Der Schächer sah ihn mit geöffnetem Maul an.

♦

Bereits vor dem Frühstück fuhr er am nächsten morgen mit seinem Gefangenen in den nahegelegenen Buchenwald, um die Sache zu erledigen. An einer Lichtung angekommen, hob er

den Kasten und inspizierte seinen Fang. Bei Tageslicht war der Anblick noch scheußlicher. Dem Nutria fehlte ein Teil der ledrigen Ohrmuschel – offenbar war dort ein großes Stück heraus gebissen worden. Der Schächer hatte kleine speckige Hände mit langen rosigen Fingern und Nägeln, die so spitz und verdreckt waren, dass sie aussahen wie gotische Fenster mit schwarzen Scheiben. Das kurze Fell um Augen und Nase hatte die Farbe von angelaufenem Elfenbein und wurde nach hinten zu fahlen, gelbgrünen Zotteln. Als er die Zibetratte so musterte, bemerkte er, wie diese auf den Käfigboden starrte, fast als sei sie beschämt.

„Ich nehme an Ihr seid euch bewusst was euch vorgeworfen wird, Schächer.“ Die Ratte sah auf und sagte nichts. *„Das Urteil ist gefällt. Ihr zeigt Reue, also will ich euch die Freiheit schenken. Geht nun fort, Sankt Dismas, guter Schächer!“*, sprach Castor und öffnete die Klappe. Doch der geläuterte Dismas verblieb regungslos in seiner Kammer. Vorsichtig hob Castor die Lebendfalle an und schüttelte sie leicht, sodass der reuige Schächer endlich hinaus rannte und im Dickicht verschwand.

Nachdem er die Stiege wieder erklommen und die Tür entriegelt hatte betrat er seine Dachstube. Es war niemand da. In der Schreibkammer war es ruhig. Mit dem Ende des Feuers hatten die Fackelträger ihre gläsernen Behausungen zurückgelassen. Jetzt lagen die Scherben unbelebt auf dem Boden; ein paar waren unter seinem Tritt zu Splittern gemahlen und funkelten zwischen den Dielen wie Augen. Castor machte sich daran das Chaos der letzten Nacht mit dem Kehrblech zu beseitigen. Der Sockel der Glühbirne hing noch in der Fassung. Das gezackte Glas hüllte den Wolframdraht zu beiden Seiten wie in einen spitzen Stehkragen. Als die geplatzte Leuchte dort so kopfüber von der Decke hing, erinnerte sie ihn an einen Vampir. Vermutlich hatte der Schächer an den Leitungen gescharrt. Wer wusste schon, ob sich die Gänge seiner Katakomben nicht auch über die Wände erstreckten? Als sein Blick so von der Blutsauger-Lampe auf die Dielen unter sich wanderte, machte er ein kaum entferntes Klirren aus. Es war nicht laut, fast am Rande seiner Wahrnehmung und doch hatte er das Schmirgeln von Glas auf Glas gehört. Aber da waren keine Scherben mehr, oder hatte er welche übersehen? Nein, er hatte die gesamte Glühbirne wieder aufgelegt. Aber er wusste, dass das gelogen war und was das für ihn bedeutete gefiel ihm nicht. Nur weil er etwas nicht sah, hieß es nicht, dass es nicht trotzdem da war. Ein Gedanke jagte den

nächsten. Er sah zwischen die Dielen. In dem breiten Spalt funkelte etwas. Wie von der Tarantel gestochen sprang er auf. Die Scherben unter den Dielen rieben sich nicht von selbst aneinander. War ihm der Schächer gefolgt? Unmöglich, dazu war der Wald zu weit weg. Seine Brut musste geschlüpft sein. Da die Fütterung ausgeblieben war, musste der Hunger sie aus ihrer Höhle getrieben haben.

Da knackte es erneut. Er riss den Kopf herum. Doch er sah nur das eigene fahle Gesicht im Spiegel. Er lief in die Küche und brach etwas von der Brioche ab. Mit dem Stück Krume bestückte er sofort die Falle. Wo sollte er sie hinstellen? Am besten wieder neben den Schreibtisch, damit hatte er die besten Erfolge erzielt. Er verschloss die Tür und wartete. Das Manuskript lag noch in der Schublade seines Sekretärs. Sollte er es sicherheitshalber herausholen? Was, wenn sich die Brut des Schächers daran vergriff? Aber nein, die Zibetratte würde das feine Brot schon dem gechlorten Papier vorzuziehen wissen. Es musste jetzt still sein damit nebenan die Schächer anbissen.



In der Nacht war wieder alles wie gehabt. Der Schächer scharrte nebenan und Castor lag in seinem Bett und tat kein Auge zu. Doch der Knall blieb aus.

Am nächsten Morgen war die Falle leer geblieben. Die Brioche war noch da, aber vertrocknet. Misstrauisch beäugte er den verborgenen Zugang zum Rattentunnel. Sollte er ihn verschließen? Es wäre zwecklos. Die Brut würde einen anderen Weg finden oder unter seinen Dielen gefangen sein, bis sie verhungern und verrotten würde und dann würden die Verwesungsgase in seine Kammer steigen. Er musste noch einmal auf die Käfigfalle setzen. Also entfernte er den hart gewordenen Köder und legte das letzte Stück von der Brioche hinein. Er hätte es zwar selbst gerne gegessen aber „im Krieg müssen eben Opfer erbracht werden“, sagte er, doch da war niemand, der seine Worte verstanden hätte.

Die Falle war wieder gestellt. Bevor er das Zimmer jedoch verließ, zog er noch an dem polierten Messingknopf, welcher von der herausgezogenen Arbeitsplatte seines Schreibtisches verdeckt wurde. Die Schublade glitt auf und er blickte auf einen Stapel bleiches Papier. Er nahm das

Manuskript heraus und das Fach verschwand wieder im Schreibtisch. Er sah noch einmal zur Falle, bevor er hinter sich die Tür schloss. Dann drehte er den Schlüssel zweimal und setzte sich an den Esstisch. Jetzt hieß es warten. Wer wusste schon, wie lange sich der Schächerspross Zeit ließe? Er griff nach der obersten Seite und begutachtete das Deckblatt. *Der Vierte Reiter*. Castor war zufrieden mit seiner Wahl, zumindest so zufrieden, wie man mit dem Titel seiner Arbeit es vermochte. Er legte das Deckblatt wieder fein säuberlich auf den Rest des Manuskripts. Mit den Zeigefingern schob er die weißen Seiten, auf denen er so viele Stunden mit den geschwärzten Lettern eingehackt hatte, zu einem ordentlichen Stapel zurecht. Auf dem Tisch sollten sie erst einmal verbleiben, bis der Frieden in seinem Bureau wieder hergestellt war. Er würde sich wohl hier zum Schreiben einrichten müssen. Seine Schreibmaschine! Die durfte nicht fehlen, war das monotone Klackern für ihn doch unabdingbar um in den meditativen Strom der Inspiration zu gelangen. Da drang ein anderes ersehntes Geräusch an sein Ohr. Er wusste, dass der Knall in diesem Moment kommen würde. Er hatte es irgendwie geahnt. Mit der Ruhe der Gewissheit, dass sein Opfer nicht in der Lage war, sich aus der Falle selbst zu befreien, entriegelte Castor die Tür und schritt in die Kammer.

In dem Käfig saß erneut eine gelblich grüne Zibetratte. Sie war so groß wie die letzte, war ebenso hässlich und genauso stumm. Und ihr fehlte ein Stück des Ohrs. Irrtum ausgeschlossen, er konnte sich zwar nicht mehr daran erinnern ob es das linke oder das rechte Ohr gewesen war, aus der ein fremder Nagezahn das Stück gestanzt hatte, aber die Form des Bisses war unverkennbar. Unmöglich, dass der Schächer ihm gefolgt war, aber vielleicht hatte sein Geruchssinn ihn wieder nachhause geführt? Schließlich war dieser bei den Nagern äußerst feinfühlig und übertraf den stumpfen Zinken des Menschen bei weitem.

Es musste der Schächer sein. Aber es war nicht Dismas. *Dismas, der Reuige!* Dass er nicht lache. Nein, mit ihrer frechen Rückkehr hatte die Ratte Castors großzügige Taufe verwirkt. Dieser Schächer verspottete ihn; dieser hier war Gesmas und wie den Namen, sollte er auch das Schicksal mit seinem Patron teilen – Verdammung.



Den Käfig samt Schächer in der einen, das schwere Rohr in der anderen, schritt er auf die von Buchen umringte Lichtung des Waldes zu, die er zuletzt am gestrigen Morgen besucht hatte. Jetzt war es Abend und es dämmerte bereits. Durch die schwarzen Lederhandschuhe geschützt, packte er das schlotternde Geschöpf und zerrte es aus ihrem Gitterhaus hinaus. Mit seinem Stiefel fixierte Castor das große Nagetier auf einem flachen Stein. Es war ein jämmerlicher Anblick. Seine ohnehin schon scheußlichen, gelben Augäpfel quollen fast aus dem Schädel, soweit hatte es die Lider aufgerissen. Panisch irrten seine dreckigen Pupillen umher und er fiepte in unregelmäßigen Atemzügen.

Castor spürte nicht mehr, wie das kleine Herz gegen seine Fußsohle klopfte. Die letzten Sonnenstrahlen fielen und doch empfand er kein Mitleid mit der Welt. „Jedem das seine.“, sagte er und hob die hohle Eisenstange. Mit der Sonne versank das Rohr und über dem Schächer brach für immer die Nacht herein.

Es war dunkel als Castor zurückkehrte und er fühlte sich verlassen. Nachdem er mit der leeren Falle und dem Eisen im Arm unter dem Chlormond die Treppe wieder nach oben gestiegen war und die Mansarde betrat, wurde Castor fast geblendet, denn die Wohnung war gespenstisch weiß. Auf dem Tisch und auf den Dielen lagen überall verstreut die Seiten seines Manuskripts, die das fahle Mondlicht reflektierten. Seine Hand hob sich Richtung Lichtschalter, aber Castor hielt plötzlich inne. Es würde kein Licht geben und seine Augen hatten sich bereits an den Schein gewöhnt. Das Papier, das dort unter dem Dach, zu seinen Füßen lag und die Dielen unter sich begrub, schien zu pulsieren. Aus der heillosen Masse begannen sich Schemen zu lösen. Dann erkannte Castor die gelbe Augen und Zähne, die gierig das bleiche Papier verschlangen. Zu tausenden strömten die gelb- und mondsüchtigen Ratten zwischen den Dielen hervor.

„Gesmas“, röchelten sie und mit Rohr und Käfig entglitt ihm auch der Verstand.